

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

№. 79 Sonnabend, den 17. April 1920

Eva, wo bist du?

Roman von Feodor von Zobellik.

„Ja, Onkel — du kannst dich freuen über ihn. Auch was du von seiner Einseitigkeit sprichst, sollte dich nicht grämen. Er findet zur Schokolade seines Vaters immer wieder ein Gegenwärtiges, er hat manig'ase Ine e efen, und nich dünn! auch seine Umwelting auf die gro e Welt erweitert ihm das Leben. Und erlich, Onkel: wie lange wird er denn Offizier bleiben! Du kannst ihm, wenn du Lust hast, die Bewirtung deiner Güter übergeben, und damit gewinnt er ein neues Feld seiner Tätigkeit, gewohnt zu der Einheit die Weltlichkeit, eine kleine Welt von Welten, eine größere Welt des Daseins. Warte ab, wie er sich da in selbständiger Betätigung auch selbständiger erweisen wird!“

„Meine Zeit ist zu knapp, abwarten zu können“ verlegte Wolfrad trübe. Doch da wurde Eilf scheinbar böse. „Onkel, ich glaube dich beinahe, die Tante hat recht“, rief sie; „du sprichst dich in Beschränkungen ein, denen jede Weltlichkeit fehlt. Du bist ein Hypochonder geworden, Onkel. Du sprichst vorhin von dem Kleinmütigen, o ich verstand dich schon, aber du fällst jetzt in das Kleine hinein!“

„Es ist möglich, Eilf, und viele d'ich liegt es wirklich nur an mir. Ich bin Zeit meines Lebens zu schwach gewesen, mich gegen den Einfluß des Kleinmütigen zu wehren, und tat ich es, dann geschah es nur auf Umwegen: ich war überprüft bei einem zum Kampfe. Meiner ganzen Da war überprüft die Häufigkeit des Stretzens — und so kam es, daß ich Schritt auf Schritt zurück erwichen bin — daß die ungeliebte Freiheit mir in entsetzender — und auch die Würde nahm. Ja, Eilf — widerspricht mir nicht — es war nicht edelmännisch, es war nicht einmal menschlich gehandelt, daß ich dich auf Bitten der Tante hin diesem — diesem — Werte überließ.“

Er sprach nicht weiter. Als er in wachsender Erregung des Schimpfwortes ausgetreten hatte, ein Wort, wie es nicht eilf von seinen Lippen kam, brach er ab, zog seine Tede höher und wandte sich mit geschloenen Augen zur Seite, als schäme er sich.

Eilf glitt vor ihm nieder und küßte seine Hand. Sie hatte tiefes Mitleid mit ihm, denn sie sah, wie er litt. Sie befehlte seine Hand in der ihren und führte sie an ihre Wangen und sagte zärtlich: „Lag das Bergamane begrabene sein, Onkel, ich bitte dich. Die Komosta konnte nicht nicht schaden; ihr Gift hat in mancher Beziehung sogar eine heilende Wirkung geueen und nicht inmanu gemacht gegen allehand Geahren. Wahrscheinlich! Was reißt du dich noch auf über Dinge, die längst vergessen sind!“

„Mein liebes Kind, wenn du ahntest, was ich an die gut zu machen habe! Und wenn du wüßtest, welche Komodie ich spielen mußte, um wieder gut zu machen, was ich verübt und verfahren hatte! Der Wahrheit die Ehre, Eilf: ich bin im tiefsten Herzen glückselig gewesen, daß du damals geflohen bist! Ich habe mit Absicht an dich und Fräulein Hagen so süße Briefe geschrieben, weil ich nicht wollte, daß du zurückkehrst, ehe du nicht fester geworden wärest, selbst deine Freiheit zu verteidigen. Denn hier — hier war inwischen die letzte Kammer der Gonne dunkel geworden. Hier war kein Leben mehr für deine Kindheit.“

„Er freuste schwer auf und fragte mit leiser Stimme: „Eilf, glaubst du, daß ich dich lieb habe?“

Ergriffener küßte sie abermals seine Hand. „Ja, Onkel

— ich weiß es, ich weiß es! Ich wußte es zu jeder Zeit — auch damals, als du hart zu mir warst!“

Zeit wandte er ihr wieder sein Gesicht zu, und es schien, als selte unter der wahren Haut ein frischer Blutstrom auf. „Ich habe kein Zittern gehabt“, sagte er, „und habe es mit immer gewünscht. Ich wollte, du wüßtest es. Hör mich einmal in Ruhe an, Eilf. Deine lieben Worte über Hans-Jafer haben mit neue Hoffnung gegeben. Noch lebe ich ja — aber ich fühle, das Leben rinkt nur noch. Ich möchte auch beide in glücklicher Sicherheit wissen, ehe ich scheide. Es schadet nicht, daß ihr beiden noch jung seid; gerade eure Jugend ist Bürgschaft für mich. Wenn ihr eu selbst — dann könnte man mich ruhig zu Grabe tragen.“

„Eilf erhob sich langsam. Sie lächelte. „O Onkel — wo denkst du hin! Hann und ich? Schau her, wie mich das heiter stimmt! — Sprich nicht von deinem Sterben und nicht von unterm Leben, Onkel! Über wenn du es tußt, lache dich selber aus — wir lachen mit.“

„Eilf, ich spreche im vollen Ernst.“

„Onkel, er lohnt sich nicht. Vergiß doch auch nicht meine bürgerliche Mutter!“

„Der Fideikommisshebe spricht nur von einer Dejenendenz aus oblicher Ehe. Euren Kindern wäre also die Erbschaft geideit.“

„Eilf wurde rot. „Gut, Onkel, daß du nicht auch schon die Onkel ermahnt. Du sprichst deine Pläne weit. Laß Hann noch in der Freiheit — und auch mich!“

„Eilf, wer sich einmal in die Pechlinge drückt veranlagt hat, kommt nicht so leicht von ihr los. Deine frohliche Stimmung stirbt nicht.“

„Und die Tante — ? Was sagt sie zu deiner Idee?“

„Sie kennt sie nicht. Vielleicht würde sie auch dagegen sein: deiner Mutter halber und weil du ihr nicht reich genug bist. Ich will ihr zuvorkommen.“

„Aber Hans-Jafer denkt nicht daran. Er den't nicht daran!“

„Frage ihn.“

„Eilf lachte wieder lustig auf. „Das wäre nicht übel! Einfach fragen: Hann, w'ist du mein Mann werden? Und dann antwortet er un er holdem Eröden: Sprechen Sie mit meinem Vater, Fräulein.“

Nun wurde auch Wolfrad heiter. Aber die Stimmung hielt nicht an. Die Tür ging auf und Dorothea erschien, um Eilf abzulösen, wie sie sagte. Ihr hatte das Zwinge spruch schon zu lange gedauert; sie lebte in beständiger Furcht, ihr Mann könne Dummkheiten machen, und hielt ihn gerade Eilf gegenüber gen un'er der Kontrolle.

Es war spät geworden. Eilf verabschiedete sich von Onkel und Tante; sie wollte noch ein paar Briefe schreiben und sich frühzeitig zu Bett legen. Hans-Jafer hatte sie zwar aufgebodert, mit ihm auf den Anstand zu gehen, doch die schneidende Kälte lockte sie nicht. Sie ließ sich von Dorothea Tee auf ihr Zimmer bringen und setzte sich dann an den Schreibtisch; aber nicht, um Briefe zu schreiben, wie sie vorgehabt hatte, sondern um den Schluß der Geschichte von Wigeis nach den Wünschen des Herrn Doktor Woltersdorff „tragikomisch“ abzuenden.

Die Kammer hat ein Seitenlicht sein äußerlich gedeckt, die Flamme unter dem Samowar angezündet, Teeglas, Zucker, Rum und ein paar Zeller mit Gebäck und belegten Brötchen daneben gestellt und fragte nun: „Wann befehlen gnädiges Fräulein, daß ich wieder abnehme?“

„Gar nicht, Die Kammer“, entgegnete Eilf; „lassen Sie

schiden, die auch von diesem Geld gehört hat. Schreiben Sie also „Bis dem Ueberbringer dieses Briefes die 5000 Franken, die Herr Jules Detailleur für ihn aufzubeben mich gegeben hat?“

Da der Mann nichts gegen den mächtigen Vollzeiher anterehmen konnte, so gehörte e er zitternd, und der Vollzeiher, der mit dem Briefe geschickt wurde, kam bald mit dem Geld zurück. Der Verbrecher warf sich nun zerknirsch vor dem Vollzeiher, der den jungen Bandmann tufen ließ, auf die Ante. Er bekam sein Geld mit der Mahnung zurück, er möge künftig in seinem Umgang vorsichtiger sein; und dann durften beide gehen.

Als der Herzog von Orleans noch ein ganz junger Mann war, äußerte er eines Tages zum Vollzeiher Venoit, es könnte kaum so viel in Paris gestohlen werden, wenn die Beute etwas besser auf ihre Sachen aufpassen.

„Wesentlich ist das richtig, wenigstens von Ihrem Standpunkt“, gab der Vollzeiher zu. „Und jedesmal, wenn Euer Gnaden ausgehen, sorgt die Verwahrung Eurer Gnaden dafür, daß Ihnen keine Unbilden zu nahe kommen. Aber wenn Euer Gnaden ein paar Tage lang auf eigene Hand umhören wollten, möchte ich wirklich nicht die Verantwortung übernehmen, daß Sie mit all Ihrem Schmud zurückkommen.“

„Ich habe Lust, mit Ihnen um hundert Louisdor zu wetten, daß nicht einmal der letzte Schilling waagen wird, meine Hand in meine Tasche zu stecken“, antwortete der Herzog. Darauf ging Venoit ohne Bedenken ein, und der Versuch sollte bereits am nächsten Tage stattfinden. Der Herzog war sehr kermlich angezogen, als er am nächsten Tage zusammen mit Venoit in den Zell der Stadt ging, der noch nicht bebaut war. Da man dort einen neuen Wauerd anlegen wollte. Sie gingen eine Weile, bis sie schließlich seinen Menschen mehr sahen. Schließlich erkundeten sie ein kleines Haus. Sie hörten hämmertiges Geschrei, und bald erndeten sie eine alte zerlumpte Frau, die damit beschäftigt war, einen Jungen mit einem dicken Stof durchzugrödeln. Der Herzog eilte dazu, um sie zum Aufhören zu bewegen.

Sie schrien nur wiffen, mein Herr, was für ein Schilling das ist! Wenn er nicht hin und wieder eine ordentliche Kracht Brögel erhält, bringt ihn kein Mensch auf der Erde dazu, ordentlich zu sein.“

Während der Herzog mit der Frau sprach, war der Junge weinend zu ihm geflohen, und da lag er nun auf den Knien, als ob er ihn um Schutz anflehen wollte.

Einen Augenblick darauf sagte Venoit leise zum Herzog: „Nun wird es sich zeigen, ob Sie die Wette gewonnen haben oder nicht!“

„Ich verheße Sie nicht“, sagte der Herzog, indem er den Vollzeiher erstaunt ansah.

„Sehen Sie in Ihren Taschen nach.“

Der Herzog tat es und entdeckte, daß der einzige Wertgegenstand, den er bei sich hatte, eine Diamanten geschmückte Dose, fort war. Der Herzog war aber den Umständen, daß er nicht in dem Alter so dieblich sein konnte, bereit aufgebracht, daß er den Jungen gleich mit sich nehmen wollte, um ihn in eine Erziehungsanstalt zu bringen.

„Das können Sie natürlich tun, wenn Sie Lust haben“, sagte Venoit. „Aber da er gegenwärtig im Gefängnis ist, so müssen Sie warten, bis er seine Strafe verbüßt hat. Er wurde nur aus dem Gefängnis geholt, um die Dose hier zu holen.“

Bunte Zeitung.

Zum Kunstschäfer. Im „Kunstwart“ (Herausgeber Ferdinand Kromar) schreibt Flou: Es werden viele Wiber gelauft, jeder von unbekanntem Künstler, und für den ersten Augenblick hat das etwas Erfreuliches. Aber man vergißt leicht, was mit den Kunstwerken eigentlich vorgeht. Sie gehen nicht ihrer Bestimmung entgegen, Anhand zu werden in e-leinlichg; e e e, z o d e n e u e n e u e l a t i o n s o b j e k t i v e r g e h e n, h o c h s t a n s t e l l i g e r L e u t e, die zwischen einem Koffen englischer Zigaretten und dem besten Gemälde nur den Unterschied des Geldwertes kennen und morgen zum Wabehandel übergehen, wenn er lohnender ist. Es ist ja möglich, daß der nächste Besitzer, etwa der reiche Amerikaner oder der englische Lord, etwas mehr Plekt haben wird als der Zwischenhändler, aber sicher ist es nicht. Und so werden wir allmählich jenseit kommen, daß der für Kunst

Empfangtliche sich kaum mehr anständige Reproduktionen leisten kann, während die Originale ein wenig erfreulicheres Schicksal haben als orientalische Kunstwerke, die in den Kartüttenabnetten spätmittelalterlicher Fürsten mit albernen Spielereien und Geräuschverrichtungen um die Kunst der Beschauer buhlen müsten. Schon die Loslösung des Bildes aus Kirche und Hauswand war einmal eine Provanierung. Sein Uebergang in den Besitz bedadender Barbaren, wo es mit Juwelen für Kartüttsamen, mit Aukstern und Selt auf dem Veräußerungsbudget steht, ist eine Schändung.

5000 Dollars für einen „schönen Geist“. Ein Amerikaner, Joseph R. Mann, hat, wie die Blätter berichten, eine Belohnung von 5000 Dollars für denjenigen ausgesetzt, der ihn Auge in Auge mit einem echten Geist gegenüberstellt. Bis jetzt ist es noch niemand gelungen, sich die Belohnung zu verdienen, dagegen hat Mann selbst inzwischen mehrere Menschen als Betrüger entlarvt.

Der Einfluß des Tabakrauchs auf Pflanzen und Mikroorganismen. Aus den Untersuchungen des Professore J. Molisch ergab sich, daß Tabakrauch auf die Pflanze einen auffallend schädigenden Einfluß ausübt. Reimpflanzen der Weide, Erbe, Bohne, des Kürbiss und andere nehmen im Tabakrauch ein abnormes Aussehen an. Um diesen Einfluß hervorzuheben, ist es nicht notwendig, viel Tabakrauch zu entwickeln, sondern es genügt, den durch eine Glasplatte abgegrenzten Raum, in dem sich die Versuchspflanzen befinden, einmal mit einigen Rauchgängen einer Zigarette zu versehen. Darans ergibt sich die hochgradige Empfindlichkeit der Pflanzen gegen den Tabakrauch. Es läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, welcher von den Bestandteilen des Tabakrauchs die Wirkung hervorruft. Auffallend ist das freies Nicotin, dem man zunächst die giftige Wirkung auf die Pflanzen zuschreiben konnte, nicht merklich schädigend wirkt. Der Einfluß des Tabakrauchs auf Mikroorganismen ist noch auffallender als der höhere Pflanzen. Bakterien, Amöben, Flagellaten und Infusorien werden dadurch nicht bloß geschädigt, sondern häufig schon nach kurzer Versuchsdauer getötet. Gewisse Amöben sterben schon nach einer halben Stunde, manche Bakterien nach einer Stunde. Es läßt sich dies sehr einfach mit Leuchtbakterien nachweisen; bei einigen erlischt, wenn sie in Tabakrauch gebraucht werden ihr Licht schon binnen einerhalben bis einer Minute.

Literatur.

Gez über Steuere nachicht von 3. Januar 1920 (Generalparon, Einführung des Wehrtrags, Täglich Neue, Anwesenheit). Mit Einführung, Erläuterungen und Beispielen gemeinlich. Mit Einführung, Erläuterungen und Beispielen gemeinverständlich dargestellt von Rechtsanwalt Dr. jur. Fritz Roppe und Dr. rer. pol. Paul Barnhagen, Schriftleiter der Deutschen Steuer-Zeitung, Berlin. Industrie-Verlag Spaeth & Linde, Berlin C. 2.

Umsatzsteuergezet 1920 einführt: Ich Vorksteuer von 24. Dezember 1919 mit der Ausführungsanweisung. Für den praktischen Gebrauch gemeinverständlich erläutert von Rechtsanwalt Dr. jur. Fritz Roppe und Dr. rer. pol. Paul Barnhagen, Schriftleiter der Deutschen Steuer-Zeitung, Berlin. Mit Anmerkungen, Musterbeispiele, Ausführungs-schemata und den ergänzenden Bestimmungen der Reichs-abgabenordnung. Sechste Auflage der Erläuterungsbücher der gleichen Autoren zur Umsatzsteuergegebung. Industrie-Verlag Spaeth & Linde, Berlin C. 2.

Wiese, A., Anlo-Proz., Vom Expressionsismus. Eine Geweise-schulung. Vier-Quellen-Verlag, Leipzig.

Wahl-Handbuch für jedermann. Von Dr. Fritz Stephan Neumann. Leipzig 1920. Verlag von C. Diermann.

Der Kleingärtner als Selbstverwalter. Ein praktischer Ratgeber von Richard Dahlinger. Leipzig, Hesse & Weder Verlag. 160 Seiten. Mit zwei farbigen Tafeln, fünf Gartenplänen und vielen Abbildungen im Text.

Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 69
Herausg. 4520



ruhig alles stehen — ich werde noch ziemlich lange zu schreiben haben.“

In der Tat hatte Elli die Absicht, den neuen Schluß ihrer Geschichte in einem Zuge niederzuschreiben. Ihr war am Nachmittage eine niedliche Idee eingeleuchtet, die der Sängerdrama das Schaurige nahm und sich aus dem Verlauf der Novelle anbot. Sie suchte aus ihrem Koffer die Korrekturfahnen hervor und las das Ganze noch einmal durch. Dabei regte sich zum ersten Mal etwas von Antoreneilettel in ihr. Wahrhaftig, die tolle Geschichte gefiel ihr! Ein hübsches Kostüm („reizende Frisur“) sprach sie halblaut vor sich hin und lachte freilich in den Schilderungen; aber dafür lebte Karlheilig Wigels auch in einer Zeit, da die Prädikate noch nicht erfunden war und Simpler und Kliver und die Landhörzerin Kuratsche noch lustig ihr Weizen treiben konnten, ohne das gestrenge Auge eines Staatsanwalts zürnen auf sich zu lenken. Sie und da überlegte Elli, ob sie nicht ein verbes Wort mitbringen sollte; aber nein, sie tat es nicht: es pagte nur einmal zum Zeitgewand — sie fand sogar, daß Doktor Woltersdorf, redig. hatte: daß man an einigen Stellen noch ein paar „charakteristische Redereien“ anzubringen konnte. . . . Elli begann zu corrigieren, und dabei fiel ihr ein, wie entsetzt wohl Tante Dorothee sein würde, wenn sie diese Geschichte zu lesen bekäme und herausfingerte, daß ihr schames blondes Näschen der Verfasser wäre. Und unwillkürlich schwebte die Gedanken weiter, lehrte auch zu den Dämonen und blieben bei seinem nährigen Heiratsoffergabe haften . . .

Da warf Elli die Feder fort und sprang in die Höhe. Zu dumm, daß ihr das mitten in der Arbeit einfiel! Es regte sie plötzlich auf. Sie zog sich ein Glas Tee ein, trank ein paar Schluck, warf sie im Zimmer auf und blieb dann am Fenster stehen. Man hat die vergessene, die Jalouisen zu schließen: unten lag der Park, tief eingeebnet im gleichmäßigen Weiß des Schnees, eine Wälderlandschaft, in der kein Hauch sich rührte. Das Mondlicht glitt sanft über die winzigen Nadeln der Bäume und des Strauchwerks die blühende Durchsichtigkeit des Ritzfahnen zeigte.

Elli ärgerte sich über die Gedanken, die sie sich machte. Aber der Winter verlor sich rasch und mochte es leigentlichem Humor. Sie war wirklich lustig: sie und der Hanni! Sie paßten zusammen wie Tag und Nacht. Das hätte eine Ehe gegeben, in der man die Tage der Ruhe hätte zählen können. Hans-Jasper war ein lieber Kamerad — aber als Ehemann war er gar nicht zu denken. Wie sie ihn kannte, fiel es ihm bei seinen vierundzwanzig Jahren auch gar nicht ein, sich schon so früh für Lebenszeit zu binden. Der wollte noch kein Daheim genießen — und er hätte auch recht.

Elli verstand ja den Onkel. Er fürchte, Hanni könne sich vergaloppieren und irgend eine Dummelei machen, die das Fideikommiss in Gefahr brächte. Da suchte er ihn lieber beiseiten festzuhalten; er wollte Ordnung haben, ehe man ihn auf den Kirchhof hinausstrug. Und Elli verheißte sich auch nicht, daß des Onkels Gesundheit zweifellos stark erkrankt war. Er sah an seiner unglücklichen Ehe dahin und an den Selbstvorwürfen, die um so bitterer wurden, je mehr er einlag, daß sie berechtigt waren. Er war in der Tat ein Opfer seiner Bequemlichkeit geworden, die ihm als das Wilm eines vornehmen Mannes galt und doch nichts weiter als Fehlgelt war. In der glatten Korrektheit seiner Lebensführung schenkte er ängstlich vor Haber und Streit zurück; und wie er sich gelegentlich lieber einmal von seinen Domestiken betragen ließ, ehe er sie davonjagte, um sich nicht erst wieder an neue Beschwerden zu müssen, so war er auch allzeit den Wohlgeleiten seiner Frau sorgsam aus dem Wege gegangen, statt ihr mit feiner Energie zu begegnen. Er war ein bedauerlicher Mann; aber auch das Mittel konnte seine widerprüchliche Unentschiedenheit verlangen. Elli sagte sich, daß es am besten sein würde, sich offenerzig mit Hans-Jasper über die Wünsche seines Vaters zu verständigen; wenn der Onkel sah, daß der Abschied gegen seinen Willen ein gemeinamer war, ließ sich annehmen, daß er ihn von selbst fallen lassen würde.

Nachdem Elli am Fenster. Aber sie war ruhig geworden. Sie nidte sich selbst zu. Das war das richtige:

sie wollte sich mit Hans-Jasper aussprechen. Er war ein verständiger Junge und würde am schnellsten mit seinem Vater fertig.

Sie trank ihren Tee aus und setzte sich wieder an den Schreibtisch. Nun war der Kopf klar, und die Arbeit ging flott vor sich. Sie schrieb, ohne die Zeit zu beachten. Eine kleine Koiolour stand auf dem Gesims des Tisches, und wenn ihre Feder zögerte und sie hinund her den Kopf erhob, traf ihr Auge den langsam wachsenden roten Fingerring. Aber sie achtete gar nicht der Stunde. Die Mitternacht kam; sie schrieb weiter. Es war ein Uhr durch, als sie zu Ende kam; doch sie hatte noch nicht das Schluswort geschrieben, als sie vermerkte, ein leises Pochen an einer Zeit, da die Prädikate noch nicht erfunden war und Simpler und Kliver und die Landhörzerin Kuratsche noch lustig ihr Weizen treiben konnten, ohne das gestrenge Auge eines Staatsanwalts zürnen auf sich zu lenken. Sie und da überlegte Elli, ob sie nicht ein verbes Wort mitbringen sollte; aber nein, sie tat es nicht: es pagte nur einmal zum Zeitgewand — sie fand sogar, daß Doktor Woltersdorf, redig. hatte: daß man an einigen Stellen noch ein paar „charakteristische Redereien“ anzubringen konnte. . . . Elli begann zu corrigieren, und dabei fiel ihr ein, wie entsetzt wohl Tante Dorothee sein würde, wenn sie diese Geschichte zu lesen bekäme und herausfingerte, daß ihr schames blondes Näschen der Verfasser wäre. Und unwillkürlich schwebte die Gedanken weiter, lehrte auch zu den Dämonen und blieben bei seinem nährigen Heiratsoffergabe haften . . .

So war es auch. Hans-Jasper steckte den Kopf durch den Türspalt und trat dann ein: in Pelzjade, mit hohen Stiefeln, Schneestaub auf dem Anzug — und blieb verwundert stehen.

„Nun sag mal, Allerhöchste!“ begann er, „was heißt mich dies? Um diese Zeit legen geübte Mädchen hübsch in der Kaba und träumen von Süngeliten — und du bist noch wach?“

„Wie du siehst, edler Altmob,“ antwortete Elli. Sie schlug die Schreibmappe zusammen und legte sie in des Schubfach. „Ich benötige die Nachtruhe, ein paar wacklige Briefe zu beantworten. Hast du einen laugen Tag abgeben erlebt? Der Jagobrand ist doch richtig?“

„Er stimmt. Aber erlegt habe ich nichts. Ich bin drange sentimental geworden. Ich sah wohl ein paar Kreaturen und hatte auch schon den Schiepräger im Anschlag. Da taten mir die Käster leid. Ich war nicht in Worte Stimmung. Der Mondschein wirkt altherlich mildernd. So bin ich zu Fuß nach Hause gekommen, sah noch Licht hinter hohleren Fenstern und klopfte an. Und gerade, weil es durchaus unpassend ist, nichts um halber zwei eine Couline zu besuchen — gerade darum trat ich ein.“

„Und bist willkommene. Wäber den Stachel zu lösen ist immer amüsan. Willst du ein Glas Tee haben? Im Samowar brodelts noch.“

„Es wäre ja über'n Tisch; ich bin ausgezoren. Ehen guten Schuß Kum, wenn ich nicht darf. Erlaucht du, daß ich die Pelzjade ausziehe? Ich sehe barum: auch noch ganz hübsch aus.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Einbrecher in tausend Ängsten.

Filmstücke von E. Varis's.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt Filmautoren, die ihre ganze Phantasie darauf zu konzentrieren schienen, die Leben ihrer Filmstücke zu gestalten zu können und in die waghalsigsten Situationen zu bringen. Sie betreten sich die Körper, um die Darsteller im Stuhl das Genid, die Weme und die Weine drehen zu lassen. Jedemal, wenn ich von der Probe müde und matt heimkehre, finde ich ein paar solcher Filme vor, die mir junge Autoren zuzuschreiben, in der Hoffnung, daß ich mich für ihr Werk begeistern und ihm zur Ausführung versehen würde. Und wenn ich vormittags auf der Probe aus Fingeringe abgestürzt, auf fahrende Schnellzüge geprüngt bin, an Luftschiffe angebaumelt habe, die eben im Begriff sind, in die Höhe zu gehen, und so ein paar tausend Meter durch die Lüfte gombelte, kann ich beim lärglichen, einjam in meiner Kausse eingenommenen Mittagsschlaf in der Phantasie neue Gefahren, noch größere wömöglic, bestellen.

Neulich indessen, als wir gerade in Oberbarnern Naturaufnahmen machten, wurde ich angenehm überrascht durch einen solchen Film, den ich in meinem Hotel vorfand. Natürlich, Gefahren waren auch darin, fährliche sogar. Der Film war aber gut, war wirklich. Während ich ihn las, war ich sofort gespannt. Kürzweckstänlich war es so, wie er da war, nicht zu gebrauchen; ich mußte ihn etwas ändern und ich tat's gleich in meinen Gedanken. Und ich hatte keine Ruhe, ich konnte nicht die Zeit erwarten, ihn

zu inspizieren, die Hauptrolle zu spielen. Ich mußte unbedingt in dem Tage die Geschichte gleich probieren, zumal sich die gebriggige Gegen glänzend ab eignete. Es tribellete mir in allen Gliedern, sie wollten durchaus diese noch wöllig neuen Gefahren überleben.

„Der Einbrecher in tausend Ängsten“ hieß die Sache. Beim Lesen schon fanden mir die Haare zu Berge. Den Zuschauer mußten sie zu ganzen Gebirgen stehen. Das war eine Bombentrolle für mich. Mi der lieb ich was machen.

Und ich machte etwas, ich schaute keine Gefahren. Der Direktor, die anderen Darsteller warteten mich. Das war denn doch der Gipfel der „Falschbedeutung“. Aber was tut man nicht, um einen Sensationsfilm herauszubringen.

Rühn kletterte ich zu einer kleinen Wallfahrtskirche hinauf, die ich tags vorher hoch auf dem Berggang entbedt hatte, um dort eingebrochen und das berühmte Marienkreuz zu rauben, das aus reinem Gold und ganz mit den kostbarsten Steinen besetzt ist.

Und ich hielt mich an das Millionenobjekt in den Händen und war glücklich, bewiesen zu haben, daß ich der fährteste und gefährteste Einbrecher und vor nicht zurückstehender Filmstarbin bin.

Man wird, wenn man oft solche fährten Einbrecherleben im Film ausgereiht hat, so sehr vom Geiste die Eilmbramatik ergriff, daß man selbst in der Rolle sich eines fährten Lebens lebt und weiß. Ich war also stolz darauf, unter Vermeidung des geraden Weges zur kleinen Wallfahrtskirche, wo der Eingang vom Wäber, er mit zwei ganz gefährlichen Blutpunden besetzt ist, an der Seite den steilen Abhang hinaufgeklimmen zu sein.

Solz schwang ich, wie es der Filmentwurf verlangte, das kostbare Kreuz in der Hand. Da, was vernahm ich da? Ein Schalle der Richtigkeit und Beilen der Blutpunde. Donnerwetter! Hatte der Wäber doch vernommen, daß ich da eingebrochen war? Der Weg, den ich genommen hatte, konnte ich nicht zurück. Zunächst schwang ich mich hinauf auf's Kirchengitter, das auf der eilige egeher egeher lag.

Da umme e ich auch schon die Tür und mit Wäber, welche schloßen die Beilen, die eben Blutpunde, herbei und waren im Augenblick zu meinen Füßen. Im Nu hatte ich das Fenster aufgerissen, schlang mich hinaus und hing mit der einen Hand über einem steilen Abhang, während die andere Hand das gekraute Kreuz hielt.

Was wird der Wäber tun? Wird er die Hand, die ich an der Brüstung hielt, lassen, um mich mit dem Kreuz zurückzuziehen?

Unter mir sah ich einen kleinen Feldvorsprung. Wenn ich den erreichen könnte! Wenn ich mich der Beinkleider entledigen könnte, würde ich mich an einer Leine, die ich aus ihnen, den Hosenträgern und meinem Schweißschluck machte, auf den Feldvorsprung niederlassen können. Wie aber das machen, da ich keine Hand frei hatte.

Ein Filmstarsteller kann alles, zumal wenn grimmig aussehende Blutpunde hinter ihm herbellten. Ich hielt das kostbare Kreuz mit dem Arm fest, entledigte mich mit der Beilensseite Belegenheit eines Schlangengemisches des einen Hosenbeines, knüpfte mit Hilfe der Fäden den einen Teil der Hosenränder an das Hosenbein, machte es dann mit dem anderen Hosenende ebenso und hatte, nachdem ich auch noch das Schwitzschiff angebaumen, nun in der Tat eine Leine, die ich herunterließ, um zu probieren, ob sie bis in die Sprunghöhe des Feldvorsprunges reichte. Ja, so konnte es gehen. Aber in diesem Augenblick nahm ich wahr, daß auf dem Feldvorsprung ein großes Hosenbeinestück sich befand und der Inhaber dieses Hosenbeines, durch die Leine auf mich aufmerksam geworden, sich eben ansetzte, einen Flug nach mir zu unternehmen. Schon zog er seine Kreuze, die immer enger und enger wurden, und im nächsten Augenblick konnte er sich auf meinen Kopf setzen, um mir die Augen auszukupeln.

Voll Bangigkeit sah ich nach oben, aber was sah ich dort? Entsetzlicher Anblick! Welche Köpfe der wilden Beilen, der Blutpunde wurden an der Fensterbrüstung sichtbar, die ich auf meine Hand, mit der ich mich dort festhielt, stürzten wollten, aber von ihrem Herrn, dem Kirchenwäber, zurückgehalten wurden, denn der Mann wußte sehr wohl, daß, wenn die Beilen meine Hand fortreißen, das kostbare Kreuz mit mir in die Tiefe stürze.

Wird er die blutdürstigen Tiere bewältigen können? Ich sah, wie es ihm die höchste Anstrengung kostete, wie aber auch seine Kraft zu erlahmen drohte.

Aber trotz der furchtbaren Gefahr. In der ich mich in diesem Augenblick befand, und aus der ich kein Rettung sah, hatte ich doch so viel Ueberlegung, um darüber nachzudenken, wie außerordentlich geplant die Zukunft wohl in diesem Moment auf den Ausgang des Schicksals sein würden. Denn daß ich, Einbrecher, aus dieser ganz fährlichen Situation heil und ganz hervorgeraten müßte, war bei einem Filmstück ja selbstverständlich. Das wäre ein noch nie dagewesener Fall, daß der Held eines Filmstückes wirklich einer noch so großen Gefahr unterliege. Das gibt's nicht. Ein Spielfilmtheater würde jedes Renomee verlieren, wenn ein Filmautor seinen Helden unkommen ließ.

Da aber geschah etwas ganz Unerwartetes. Beim Nachdenken über die Möglichkeit einer Rettung hatte ich vergessen, daß ich das kostbare Kreuz mit dem Arm festhielt. Ich war gezwungen zu rufen. Und als ich das machte, erschloß mir das Kreuz, fiel in die Tiefe und ich, der ich mit beiden Händen danach griff, rügte ebenfalls herunter, fiel von der Chalkeloge auf den Teppich und mochte auf aus meinem Mittagsschläfchen.

Der Preis, der mir wieder das Filmstück eines jungen Autors gebracht hatte, lag noch uneröffnet auf dem Tisch.

Tüchtige Polizeipräferkten.

Zur Zeit Ludwigs XV. war der französische Polizeichef ein lo angegebener und mächtiger Mann, daß ihn die große Öffentlichkeit fast als allmächtig und allwissend ansah. Die schimmerten Verbrecher stürzten förmlich, wenn sie seinen Namen hörten, und jeder feilschliche Bürger wurde ängstlich, wenn er einen der Untergebenen des Polizeichefs traf, da diese zu allen Tageszeiten auf den Straßen umherzustreifen pflegten. Die beiden tüchtigsten Polizeichefs dieser Zeit waren Sartine und Lenoir, deren Macht unbestreitbar war. Ganz Europa glaubte an Sartines Unfehlbarkeit. Einmal Tages erhielt er einen Brief des österreichischen Gesandten mit dem Ersuchen, die französische Polizei möge nach einem gefährlichen Verbrecher forschen und ihn verhaften. Höchstwahrscheinlich sei er von Wien nach Paris geflüchtet, wo er sicher über die Wege des Österreichers hinaus zu kommen würde. Der Gesandte hatte die Mitteilung, der fragliche Mann halte sich nicht in Paris, wohl aber in Wien auf. Er befragte auch, wo der Mann wohnte, zu welcher Zeit er gewöhnlich zu Hause war und wie er gekleidet zu sein pflegte, wenn er ausging. Diese Angaben stimmten auf Haar, und der Mann wurde mit Wichtigkeit gefunden und verhaftet.

Eines Tages kam ein junger Landwirt nach Paris, um dort als Teilhaber in ein größeres Geschäft einzutreten. Während die nötigen Formalitäten erledigt wurden, bat er einen Bekannten, sein Geld aufzubewahren. Als die Sache geordnet war, forderte er natürlich sein Geld, etwa 50 000 Franken, zurück, aber der andere starre ihn erkaunt an und fragte, ob er den Bestand verloren habe, da er Geld zurückfordere, das er ihm nie anvertraut habe. Der junge Landmann verlor die Geduld und überhäufte den anderen mit Beschuldigungen und Verwünschungen. Der andere wußte ihn zur Ruhe hinaus und drohte, ihn wegen seiner Unverschämtheit zu lassen. Der arme Mann ging erobert zurück zu Sartine und beklagte sich bei ihm.

Nachdem Sartine aufmerksam seiner Erzählung gelauscht hatte, fragte er den jungen Mann, ob er für sein Geld eine Quittung erhalten habe.

„Nein, das habe ich nicht, da ich mich darauf verließ, daß ich es mit einem rechtshaffenen Menschen zu tun habe.“

„War niemand dabei, als Sie ihm das Geld gaben?“

„War keine Frau.“

„Das ist mehr als hinreichend,“ fuhr Sartine fort. „Wollen Sie nun hier nebenan warten, bis ich Sie rufe.“

Er schickte einen seiner Untergebenen zum Freund des jungen Mannes und sagte ihm ohne weiteres, man beschuldige ihn, einen Betrag von etwa 50 000 Franken behalten zu haben, die ihm jemand gutgläubig anvertraut habe. „Wir hat niemand Geld anvertraut,“ antwortete der Mann dristig und feins behaltend. „antwarte der Mann dristig.“

„Es kann ja sein, daß Sie recht haben,“ antwortete der Polizeichef, „aber da ich in jeder Sache am liebsten ganz klar sehe, werden Sie jetzt ein paar Worte an Ihre Frau

